# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 56. Posen, den 30. August 1927. Nr. 56.



# Krasputin

## der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

(Schluß). 

Ahrenberg hörte ein heftiges Ringen, zerrissene Worte, zerkrachende Stühle, dann dumpf einen Aufschrei... Er hatte noch eben Zeit, sich an die Wand, in den Vorhang zu pressen, — dann stürmte der Russe erregt durch die Tür, sie hinter sich schließend. Er war ohne Atem und trug einen kleineren Koffer zum Schreibtisch, der sichtlich sehr schwer war. Er öffnete ihn, wühlte in einem Stoß bunter Aktenpakete und Wertsachen, prüfte den Schmuck einer Tulakassette und schleppte den Koffer hinüber zum Geldschrank, den er eilig aufschloß. Es war noch ein Safe aus der fürstlichen Villa, ein mannshoher Wandschrank fast ohne Gefächer. Der Fürst hatte dort, wie man Krasputin sagte, ein goldenes Standbild der Göttin Minerva von riesigem Kunstwert vor Dieben verschlossen.

Als Ahrenberg sich aus dem hinteren Vorhang noch weiter nach vorn bog, um besser zu sehen, stieß er mit dem Fuß an. Es scharrte vernehmlich.

Der Russe fuhr hoch, starrte wild nach der Tür.

„Wer ist da?" schrie er, seinen Koffer verdeckend.

„Nur ich!" sagte Ahrenberg und schob den Vorhang gleichmütig zur Seite. „Da muß ich wohl kommen."

Der Russe stand wartend mit flackernden Augen.

„Nanu!" dachte Ahrenberg. „Hat er getrunken?"

Der Ausdruck des anderen schien ihm so seltsam.

„Warum spionierst du? Was willst du im Zimmer?" rief Krasputin herrisch.

„Mich umschauen! Spazierengehen!" lachte der ältere höhnisch hinüber. „Du hast ja auf einmal recht nette Manieren, mit Damen zu reden!" Er wies nach der Tür. — „Da kann man noch lernen. Wie steht's mit euch beiden denn? Nach dieser Szene scheint's nichts mit der Heirat. Du willst also — erben?"

Er strich mit der Hand zynisch über die Kehle.

„Laß! Fort!" zischte Krasputin und riß den Koffer wild in seine Arme.

In Ahrenbergs Augen sprang plötzliche Drohung.

„Ah! Schau!" machte er. — „Jetzt geht mir ja ein Licht auf! Dahin soll die Reise! — Man möchte sich einfach französisch verduften! Daher das Gerede von Flucht und so weiter!"

„Schweig!" herrschte der Russe. „Das ist meine Sache. Ich tue, was ich will!"

„Und wo bleibt mein Anteil? Was hast du gemacht mit dem Mädchen da drüben? Sind wir jetzt schon — Erben?"

Er wartete lauernd.

Der Russe sah wild und verwirrt durch das Zimmer. Er wankte ein wenig.

„Er ist doch betrunken!" schloß Ahrenberg heimlich und ging etwas näher. Aus Krasputins Augen sprang ihn Wut und Angst an.

„Komm!" sagte der Russe und drückte die stählerne Tür des Geldschranks noch weiter nach außen. „Hier ist ihr Vermögen. Wir können gleich teilen."

„Das hättest du gleich sagen sollen, mein Lieber!" rief Ahrenberg heiser. „So was hört man gern. Na, laß erst mal sehen!"

Er beugte sich neugierig über den Koffer, der dicht vor dem Schrank stand, und wühlte erregt in den kostbaren Perlen und bunten Papieren.

„Potz, ja!" lachte er, — „dafür lohnt sich's, zu sterben!"

„Dann stirb!" brüllte Krasputin in seinem Rücken und stieß ihn mit mächtigem Stoß in den Wandschrank. Mit dumpfem Ton schlug Ahrenberg auf die Kante und fiel vornüber. Mit ganzer Kraft packte der Russe die Stahltür und — warf sie ins Schloß, daß es heulend krachte...

Mit irrem Blick stand Krasputin vor der Tür, als horche er noch durch die zolldicke Stahlwand.

„Da! — Da! —" zischte er — „jetzt —! da wieder! — Er kratzt noch!"...

Sein bleiches Gesicht sank wie tot hintenüber...

*

„... Wenn Sie auch die Briefe, die ich Ihnen schrieb, nicht beantwortet haben, — ich bitte, ich flehe Sie an, — lesen Sie, was ich schreibe! — Es geht um Ihr Leben! N. Krasputin hat Visionen. Der Stadt droht ein Unglück, ein furchtbares Beben. Dazu Ueberschwemmung. Das Gralshaus allein bleibt von allem verschont. Ich fliehe mit allem, was ich noch besitze, zu ihm in das Gralshaus. Er will dort Baracken für Flüchtlinge bauen, und ich soll ihm helfen. Rolf, kommen Sie auch dorthin! Eh' es zu spät ist! Sie sind sonst verloren! Sie dürfen nicht sterben! In Angst

Ihre Ines..."

Rolf Matterton preßte die Hand an die Stirn. Was war das? Er hatte den Brief der Geliebten erst eben erhalten. Er mußte ihn immer von neuem durchjagen, um ihn zu verstehen. Es war wie ein Wirbel in senen Gedanken. Schrieb das eine Irre? — War etwas geschehen? —

Sein Herz klopfte laut. — Eine furchtbare Ahnung griff an seine Kehle. — Was hieß das? Der Anfang schon war ihm ein Rätsel. Wann hatte sie ihm denn schon Briefe geschrieben? Die er nicht beantwortet hatte? Wann war das? — Ihm wurde ganz kalt, wenn er diesen Satz durchlas. Dafür gab es doch nur die eine Erklärung. Da mußte der Russe die Hand im Spiel haben! Man hatte sie künstlich getrennt..., ihre Briefe an ihn unterschlagen...!

„Herr Gott!" stöhnte er — „warum kam ich nicht früher auf diesen Gedanken?! Er lag doch so nahe!"

Er starrte von neuem erregt auf die Zeilen.

„N. Krasputin hat Visionen. Der Stadt droht ein Unglück..." Er hastete weiter. „Ich fliehe mit allem, was ich noch besitze, zu ihm in das Gralshaus..."

Das war's...! Die Erleuchtung. Darin lag die Lösung! Sie schrieb diesen Brief ohne Wissen des Russen und war im Begriff, einer List dieses Schurken zum Opfer zu fallen. Er mußte sofort in das Gralshaus — sie retten... Sie war in Gefahr!

Hastig griff er zum Hut und riß laufend die Tür auf. Er prallte fast gegen Merz, der die Treppe von unten heraufkam. Auch er war in Eile und großer Erregung.

„Was gibt's?" fragte Matterton — „haben Sie Nachricht von Ines van Hoogh?"

Er war überzeugt, jetzt das Schlimmste zu hören.

Merz zog ihn ins Zimmer.

„Von Fräulein van Hoogh? Nein. Doch von diesem Russen. Die Zofe der Contiflor hat eingestanden, daß Krasputin bei dem Marquis war, als er sich im Zimmer erschossen. — Da stimmt etwas nicht! Diesmal kommt es zum Klappen! Der Präsident läßt den Russen verhaften. Die Kommission fährt gleich hinüber ins Gralshaus."

„So ahnt' ich's doch!" rief Matterton in Verzweiflung. „Er will sie ermorden! Da, lesen Sie, Merz! Schnell! Ist eben gekommen!"

Er reichte dem anderen hastig den Bogen.

„Was ist das?!" frug Merz, immer staunender lesend.

Rolf zuckte zusammen. Das Telephon läutete plötzlich wie rasend. Er sprang an den Schreibtisch.

„Hier Matterton — wer da?"

Merz nahm einen Hörer.

„Rolf!" schrie es von drüben — „bist du da? — Zu Hilfe! — Ich bin hier im Gralshaus! — Gefahr! — Hilfe! — Kraspu —!"

Ein Schrei, — wüstes Krachen — dann war drüben Stille . . .

Merz starrte auf Matterton in dumpfer Frage. Der Sportmann stand totenbleich, mit großen Augen, in denen ein Glanz lohte, der Merz erschreckte. Rolfs schlanker Leib bog sich auf einmal zusammen. — Ein tierischer Schrei würgte aus seiner Kehle . . . Dann schnellte er ohne ein Wort nach dem Ausgang und sprang wie ein Tiger die Treppe hinunter . . .

*

„Ah!" schrie Krasputin und riß Ines nach rückwärts. — „Das Täubchen hat eine Hand schon aus der Schlinge und läutet um Hilfe! Wen hast du gerufen? Gib Antwort! Wen? Hörst du?!"

Er zerrte das Telephonkabel so heftig, daß es aus der Klammer sprang. Ines versuchte vergebens, sich wankend zu halten. Sie war mit zwei seidenen Stricken gefesselt und fiel auf den Sessel.

Der Russe riß sie wütend in seine Arme.

„Wen hast du gerufen? Wen? Matterton? Antwort! Den Matterton riefst du?"

Sie stemmte sich keuchend, mit Kopf und mit Füßen. Ihr Auge hing, wehrlos vor Angst, an dem Antlitz des tobenden Menschen, der sie rasend küßte. Entsetzen und Grauen erstickten ihr Schreien . . .

Sie fühlte, sie war diesem Mann ausgeliefert. Es gab keine Rettung . . . Nur noch durch ein Wunder . . . Jetzt nicht mehr! Sie sah es . . . in Krasputins Augen stand offener Wahnsinn! . .

Er trug sie ins andere Zimmer hinüber und beugte sich über sie — mit scheuen Blicken . . . Er war plötzlich milde . . . von ängstlicher Sorge . . .

„Was taten sie dir, arme, furchtsame Ines? — Dein Händchen ist blutig . . . Die Schurken! Sie wollten nicht, daß du zu mir kamst, um mit mir zu fliehen! Ich wüßte, du liebst mich. Warum sprichst du gar nicht? Du bist doch nicht tot? Komm, ich lös' dir die Stricke!" Er nestelte aufgeregt an ihren Knoten. — Da fuhr er zusammen. Vom Park her klang Schelten und ängstliches Schreien. Dazwischen das Rattern und Knattern von Autos . . . Er ließ Ines fallen und sprang nach dem Fenster . . .

Er sah unten zahlreiche rennende Menschen. Zwei Autos durchjagten das offene Parktor. Darin Uniformen... Ein Haufen Patienten stob jäh auseinander und flüchtete schreiend. Die Dogge schlug an, zerrte wild an der Kette . . . Man zeigte nach oben . . . Auf einmal sah alles zu ihm hin, zum Fenster . . ., die Arme erhoben . . . Man schrie seinen Namen . . .

„Ah!" rief er und beugte sich glücklich nach unten. „Mir huldigt die Menge. Sie rufen begeistert! — Sie wollen ein Wunder! — Gut!" winkte er huldvoll. „Ich will es euch geben! — Komm, Ines!" — rief er in das innere Zimmer, „wir wollen den Leuten ein Wunder bereiten!"

Er hob sie mit riesiger Kraft auf die Schulter und kletterte keuchend aufs äußere Fenster.

„Hier, Brüder! Da sind wir!" rief er in die Tiefe. „Seht her, wie wir fliegen!... Wir fahren zum Himmel! — Ich schenk' euch ein Wunder!"

Er schwang sich mit Ines hinaus auf die Leiter, die außen am Hause zum Dach hinaufführte.

Ein Schrei kam von unten.

„Merz!" riß Matterton den Inspektor nach vorne — „der Russe ist *wahnsinnig*! — Sie ist verloren!"

Mit einem Satz hing er am unteren Ende der eisernen Leiter und schnellte mit rasenden Griffen nach oben. Er hörte das Brüllen der Menschen im Parke wie donnernde Brandung. Ein Sturm tobte um ihn und in seinem Hirn. Er sah nur den Russen hoch über sich klettern. — Der Wahnsinn gab ihm unerklärliche Kräfte, — und auf seiner Schulter die wehrlose Frau — ach, es war ihm, als hinge er schon Ewigkeiten hier an diesen Stangen. Sie nahmen kein Ende! — Die Sonne stach ihm in die brennenden Augen, wenn er kurz hinaufsah, um weiter zu hasten . . .

Da . . .! Krasputin hing oben . . . unter dem Himmel . . . das mußte das Dach sein . . . Er schob Ines über den Rand . . ., folgte selber . . . Sie waren verschwunden! . . . Von Mattertons Lippen rang sich wildes Schreien . . . Mit drei Griffen packte er keuchend den Dachrand und schwang sich zur Höhe! . . . Er sah Krasputin oben mit Ines laufen. Sie lag auf dem Blechdach, an Händen und Füßen mit Stricken gefesselt. — Er schleifte sie hinter sich. Näher und näher zum äußersten Giebel . . . Nur wenige Schritte noch dehnte das Dach sich. Dann stürzte die Wand turmhoch, steil in den Park ab . . .

„Gott! Hilf!" stöhnte Matterton — „eh' es zu spät ist!"

Er preßte den Unterarm gegen den Browning . . . Ein peitschender Schuß warf sein Echo nach unten . . .

Der Russe schrie auf, ließ den einen Arm sinken, an dem Ines hing, griff ins Leere und rannte dann ohne sie weiter . . .

Rolf sah die Geliebte das Dach hinabrollen . . . Er schnellte sich vorwärts. Sie war bei Besinnung und suchte vergeblich den Fall aufzuhalten. Drei Schritte vom Rand packte Rolf die Verschnürung . . . Sekundenlang schwebte sie über der Tiefe, — dann zerrte sie Matterton keuchend nach rückwärts . . . und trennte die Fesseln mit hastigen Schnitten . . .

Vor Aufregung schluchzend umschlang sie den Liebsten. „Rolf!" klagte sie fiebernd . . . „Wo warst du so lange?" Er preßte sie an sich mit zitternden Lippen.

Das Schreien der Leute im Park riß ihn aufwärts. Er starrte verwirrt nach dem Russen hinauf. Nikolaj Krasputin stand auf dem obersten Dach, — dicht am Rande, und winkte mit segnenden Händen nach unten. Er fühlte sich glücklich . . . Sein flackerndes Auge sah groß in die Sonne. Sie wob dicke Büschel von flimmernden Strahlen zum rauschenden Wipfel der mächtigen Bäume, die unter ihm wogten . . .

„Wie schön!" sagte Krasputin mit frohem Lächeln. „Dort führt eine goldene Brücke hinüber. Sieh her, Mutter Juschka, — wie ich darauf gehe! . . ."

Er stieß sich vom Dach ab und schritt auf der goldenen Brücke ins Leere, . . . die Arme erhoben, als wolle er fliegen . . .

Dann rauschten die Bäume jäh an ihm vorüber . . . Es war ihm, als sinke er weich in die Arme der Mutter Juschuschka . . .

Ende.

## Das Bild des unbekannten Künstlers.

Novelle von Carl Haneberg.

Müde glitt Pier Paolos Blick über das Treiben und Wogen bunter Masken. Die eintönige Rhythmik der Jazz-Band drüben im Saal war unerträglich. Aergerlich sah er auf den stumpfen Stoff des Smokings herab, den er trug, den er in der Vorfreude so hoffnungsfroh geliehen hatte. — — —

Er war enttäuscht. Freude hatte er erwartet. Den Kampf des Alltags zu vergessen, froh zu sein unter frohen Menschen, darum war er zu diesem Ball gekommen, und nun sah er, daß ihm, der seit endloser Zeit in Streben und Arbeit aufgegangen, all diese Menschen und ihre Freude fremd waren.

Pier Paolo trank seinen Wein. Sein Blick suchte Christine, die am Arm eines Dominos durch den Saal promenierte. — „Sie ist froh," dachte Pier Paolo bitter, und der gestrige Abend kam ihm in den Sinn, als er die Eintrittskarte zu diesem Ball in Christines kleine braune Hand gegeben hatte, und ein Aufleuchten in ihren scheuen großen Augen ihre Freude verriet.

„Sie sind traurig, Pier Paolo?" Der junge Maler fuhr aus seinem Sinnen auf und sah fragend in das Gesicht Christines, die ihre Hand auf seine Schulter gelegt hatte.

„Sie sind froh?" Pier Paolo spielte mit dem dünnen Stiel seines Glases. „Lassen Sie uns gehen!" Verwundert sah er auf, nickte dann kurz, als er das ruhige Gesicht des Mädchens sah, und erhob sich, den Rest seiner Ziga[illegible] in einer Aschenschale zerdrückend.

Ernst schritten die beiden jungen Menschen gegen den Strom scherzender, plaudernder Masken an, der unaufhörlich durch die schmale Tür in den Saal drängte.

Mühsam kämpfte Pier Paolo um seinen Platz an der Garderobe, bis er den leichten Abendmantel in den Händen hielt. Lächelnd drehte er sich nach Christine um, die wartend neben dem Ausgang stand.

„Sie ist hübsch!" dachte er und wunderte sich, diese Tatsache heute zum ersten Mal zu empfinden. Und wieder lächelte er. Eine Frauenstimme hinter seinem Rücken ließ dieses Lächeln erstarren. — Seltsam berührt lauschte er dem Klang weniger alltäglicher Worte — langsam wandte er sich nach der Sprecherin um — — In faltigem Kostüm aus königsblauer Seide, von unzähligen glitzernden Goldsternen übersät, lehnte eine junge Frau am Arm eines ältlichen Herrn. Glättend strichen ihre Hände über die Fülle wirr gelockten Haares, blond, strahlend, wie Gold. Der weite graue Aermel war zurückgefallen, weiß leuchtete der entblößte Arm.

Eine unerklärliche Erregung bemächtigte sich des jungen Menschen, während sein Blick wie trunken die schlanke, hohe Gestalt, das blasse Gesicht, in dem die roten Lippen zu brennen schienen, umspannte. Sekundenlang starrte er in die dunklen Augen der Fremden, dann wandte er sich ab. — Als klänge es aus weiter Ferne, traf das Lachen und Plaudern der Masken sein Ohr.

„Sie sind krank?" Pier Paolo schrak empor. Wie aus tiefem Traum erwachend, sah er in Christines besorgtes Gesicht, sah er die nächtliche, von wenigen Lampen erleuchtete Straße, fühlte fröstelnd die Kühle des Winterabends. Fester schlug er den leichten Mantel um seinen Körper — faßte dann bittend nach den Händen des Mädchens. „Christine," sagte er leise und zärtlich.

Königsblau, mit unzähligen, blitzenden Sternen übersät war der Himmel, als Christine wortlos, aber mit frohen Augen dem jungen Maler folgte. — — —

*

Pier Paolo lächelte spöttisch, als er den Brief der Akademie auf den Tisch seines Ateliers legte. Nachdenklich nahm er eine Zigarette aus der Pappschachtel, die Christine ihm mitgebracht hatte. Fröstelnd, in einen Mantel gehüllt, lag das Mädchen mit hochgezogenen Beinen auf der Chaiselongue.

„Sie wollen ein Bild von mir!" sagte Pier Paolo nach einer Weile und deutete auf den Brief. Christine schwieg. Sie verbarg ihre Freude, als sie das ernste Gesicht des Malers sah.

Pier Paolo rauchte in kurzen hastigen Zügen. Dann stand er auf. „Geh!" sagte er herrisch. „Ich muß allein sein!" Traurig senkte das Mädchen den Kopf und begann sich anzukleiden. Sie wagte nicht die Hand des Freundes zum Abschied zu nehmen, aber lange noch stand sie an der Tür fragend, traurig, den Blick auf den Geliebten gerichtet. Pier Paolo bemerkte es nicht. Ein Alp schien von ihm genommen, als sich die Tür mit leisem Knacken schloß. Christine war gegangen.

Träge schlich die Zeit. Unbeweglich saß Pier Paolo, den Blick ins Nichts gerichtet. Umgeben von seinen Bildern, Zeichen seines Strebens, Bildern, die jauchzend und weinend seine Seele gemalt, saß er, und es war keine Freude in seinem Herzen. — — Und der Tag verging. —

Heimlich war die Dämmerung in das kleine Atelier geschlichen, farblos, körperlos, schien die Umgebung, grau — allgrau. Lichter blitzten auf und warfen ihren zitternden Schein durch das Fenster — Stunde um Stunde verrann — und dann leuchtete der Nachthimmel durch die matten Scheiben. —

Wie königsblau, mit blitzenden Sternen übersät.

Pier Paolos Hand zitterte leicht, als er ein Streichholz anrieb und den Stumpf einer Kerze anzündete. — Flackernde, irrende Schatten huschten durch den Raum, unwirklich wurden die Gegenstände, verzerrt und häßlich die Bilder an der Wand. — Schweren Schrittes trat der Maler vor die Staffelei.

Kleiner, immer kleiner wurde die Kerze, flackernder noch ihr Licht und das Wachs lief über den Brief, der die Einladung zur Ausstellung der Kunstakademie enthielt.

Unbewußt griff Pier Paolo nach der Palette, wählte die Pinsel, mit halbgeschlossenen Augen mischte er die Farben. — Als er den ersten Pinselstrich auf der Leinwand tat, flammte das Licht noch einmal hell auf, dann verlosch es glimmend. —

Blau, mit unzähligen blitzenden Sternen übersät, leuchtete der Himmel dem Maler bei einem Bild.

*

An einem Sonntagmorgen erfolgte die feierliche Eröffnung der großen Kunstausstellung. Wagen für Wagen fuhr vor, knirschend stoppten die großen, eleganten Automobile, lautlos glitten die Equipagen über den glatten Asphalt. „Das Bild des unbekannten Künstlers in der Akademie!" — — die Zeitungsboys ließen die fettgedruckten Blätter in den Händen flattern. Mit neugierigen Mienen drängte die Menge herzu, die Gesellschaft witterte eine Sensation.

Lebhaft quoll der Menschenstrom durch die weitgeöffneten Türen in die hohen Säle, viele hasteten an den langen Bilderreihen entlang, suchend, anstatt des Kataloges das Zeitungsblatt in der Hand. — Saal reihte sich an Saal. Neben- und übereinander hingen in gleichen Rahmen, wie uniformiert, die Bilder — kleine weiße Schilder zeigten die Namen bekannter, geehrter Meister. — Aber Enttäuschung malt sich auf den Mienen der meisten — noch hatte niemand das angekündigte Bild gesehen. —

Schwere dunkle Vorhänge trennten den letzten, kleinsten Saal von den übrigen Ausstellungsräumen. Hemmend in ihrer Düsterheit schienen sie Einhalt zu gebieten, zu drohen. Die Menge staute sich scheu und ängstlich, und Minuten verrannen, bis ein Mutiger den dunklen Stoff zur Seite schob und, erschrocken über sein eigenes Tun, den letzten Raum betrat. Schweigend drängten die Menschen nach — der eine Vorhang riß und fiel mit lautem Aufschlag zu Boden. —

Lichtüberflutet hing das Bild des unbekannten Künstlers. Wie ein unheimlicher Bann lag es über den Menschen. Ein Raunen ging durch ihre Reihen, dann war es still, qualvoll still in dem kleinen Saal.

Und keiner sah das Bild. Eine seltsame Macht ging von der Leinwand aus. Alle fühlten sie die hohe, schlanke Frauengestalt, die nackt, mit unendlich stolzer Gebärde stand. — Und alle fühlten die stolzen Züge ihres blassen Gesichtes, das von blondem hohen Haar wie von einer Krone überstrahlt war, und fühlten auch das unsägliche Leid, Sehnsucht und Weh, die aus den dunklen Augen sprachen. — Nacht war der Hintergrund des Bildes, Nacht — königsblau, von unzähligen blitzenden Sternen übersät.

Und plötzlich wies eine knochige Hand auf ein schmales goldenes Schild unten in der Ecke des schwarzen Rahmens. — Und eine dünne, heisere Stimme schrie die Worte, die da standen.

„Meine Frau!"

Der Bann war gebrochen. Unruhe war in die Menge gekommen, scheu wichen die Menschen zurück. Und nun erkannten sie die Frau dort auf der Leinwand, erkannten den Mann, der vereinsamt plötzlich, noch immer die zitternde Hand auf das Schildchen gepreßt, vor dem Gemälde stand — in lächerlicher Wut, die Hände geballt. —

Und ein Flüstern ging durch die Säle, ein böses, frohes Lächeln. — — — — Der Maler hatte die Frau eines anderen gemalt. — — —

Längst schon riefen Tausende flammende Lampen die Menschen in Bars und Theater. Längst schon lag der Platz vor dem Gebäude der Kunstakademie still und verödet da, als vor dem Seiteneingang der Ausstellung ein großer Isotta Fraschini-Wagen hielt. Schlaftrunken trat der Portier an das Automobil heran. — Verständnislos starrte er in das Gesicht einer in Pelze vermummten Dame, die, ihm einen Geldschein in die Hand drückend, hastig zuflüsterte:

„Zeigen Sie mir das Bild des unbekannten Künstlers." Ungläubig mit dem Kopf schüttelnd, griff der Mann nach der Banknote, ging er mit eiligen Schritten vorauf.

Tür auf Tür öffnete er mürrisch, hell klangen die Absätze der Folgenden auf dem Parkett der hohen Säle. — An dem beschmutzten niedergerissenen Vorhang blieb der Portier stehen, bedächtig knipste er das Licht an, dann ging er zurück, und die Nägel seiner Schuhe knirschten.

Ein leiser Schrei entfuhr den Lippen der Frau. Einen Augenblick schien sie zu wanken, schwer ließ sie sich auf das plüschüberzogene Tabarett fallen.

„Ich!" flüsterte sie erschöpft. — Strahlend lag das Licht der elektrischen Birnen auf dem Gemälde — — Die Frau richtete sich auf, ihre Hand zitterte, als sie sich über die Augen strich. Narrte sie ihre Phantasie? — Und sie zwang sich zur Ruhe, verglich Linie für Linie, als sie die Augen des Bildes sah, und ihr Innerstes, all ihre heimlichen sorgsam verborgenen Gedanken und Wünsche in diesen Augen las, da wandte sie sich ab, seltsame Scham in sich.

Und in ohnmächtiger, hilfloser Wut ballte sie die kleine Faust, drohend schritt sie ihrem Ebenbild entgegen — — da sah sie das kleine Schild — ungläubig starrte sie auf die Buchstaben — ihr sank der Arm — — — langsam, in scheuer Zärtlichkeit strich sie mit spitzen Fingern über das Schild, und Blutröte übergoß ihre Wangen. —

Erwachend sah der alte Portier erschrocken auf die Frauenhand im duftenden Lederhandschuh, die abermals einen knisternden Geldschein hielt. Und während er mit ungelenken Zügen einen Namen und eine Straße auf einen schmutzigen Zettel schrieb, lächelte er sogar. — — —

Unwillig warf Pier Paolo Palette und Pinsel auf den Tisch. Zornig sah er auf die Leinwand, er ballte die Faust, als ihm die Unmöglichkeit, Neues zu schaffen, bewußt wurde. — Aufstöhnend ließ er sich in einen Sessel fallen.

Das Gesicht in die Hände vergraben, saß er, und wußte nicht, daß Stunden vergingen. Irre, zuckende Gedanken peinigten ihn.

. . und nun war wieder der seltsame Duft ihres Haares um ihn — der Duft, den er nie geatmet, unendlich zärtlich strichen wieder seine Hände über das wirr gelockte Goldhaar. — seine Hände, die verkra[illegible] die brennenden Augen verdeckten. — „Königsblau, mit unzähligen goldenen Sternen . . .!“

Hilflos traurig sah er auf die leere Leinwand auf der Staffelei. Dann schloß er müde die Augen und lauschte dem Weh, das sein Innerstes durchwühlte. — „Mein Schaffen ist tot. Es war mein letztes Bild!“ dachte er in jäher Erkenntnis. — Plötzlich sprang er auf, seine Faust hieb auf den Tisch. „Lache doch, Narr,“ schrie er laut. „Lache doch! Deine Frau hast du sie genannt — haha — deine Frau! — — — Nun lacht sie über dich — in den Armen ihres Gatten!“ — — — — —

Erschrocken schwieg er. Kurz und herrisch hatte es an die Tür gepocht. Mit leerem Blick und bösem Lächeln ging Pier Paolo öffnen. — Fragend sah er auf den Mann, der in lederner Kleidung, die Hand an den Mützenschirm gelegt, in der Tür stand.

„Kommen Sie!“ sagte der Fremde dringlich. Verständnislos schwieg der junge Maler.

„Kommen Sie!“ drängte der andere noch einmal. „Wie seltsam seine Augen blitzten,“ dachte Pier Paolo mühsam und griff nach Hut und Mantel. Und während er durch die offene Tür die Treppe hinabstieg, nickte er mit dem Kopf. — Königsblau, mit unzähligen . . . wie seltsam ihn der Gedanke quälte.

Wortlos, ohne Frage, stieg er in das Automobil, das vor seiner Haustür stehend, die schmale Gasse auszufüllen schien.

Leise zitterten die Vorhänge an den Fenstern, als der Wagen fuhr. Wesenlos glitt die Zeit an Pier Paolo vorüber — Stunden — Minuten — an dem leichten Vibrieren des Motors spürte er nur die Fahrt. Und dann knirschten die Bremsen — der Wagen neigte sich in plötzlicher Kurve und hielt.—

Livrierte Diener rissen hohe Flügeltüren auf — eine Hand faßte die seine — Pier Paolo lächelte, als er in einen dunklen Raum trat, tastend einen Sessel fühlte und sich müde darauf niederließ. Wie an einer Wand glitt sein Blick in der Finsternis ab — — ein seltsamer Duft umgab ihn, ein Duft, an den er sich vergeblich zu erinnern versuchte. —

„Königsblau mit unzähligen Sternen übersät...!“ formten sich seine Gedanken. —

Da plötzlich flammte das Licht auf. Pier Paolo fuhr hoch. Geblendet schloß er die Augen — dann — ein Schrei — Und taumelnd stürzte er zu Füßen der Frau, die mit ausgebreiteten Armen, blassem Gesicht, von blondem Haar überstrahlt, mit halbgeöffneten Lippen lächelte. — — —

Und zitternd rissen des Malers Hände das Kleid von dem bebenden Körper — — das Kleid — das königsblau, mit unzähligen blitzenden Sternen übersät war. — — —

*

Als am nächsten Abend der alte gichtkranke Marchese di Nocca in seinem Klub schmunzelnd erzählte, daß sein junges Weibchen ihn in der vergangenen Nacht, recht zärtlich, aus kapriziöser Laune im Kostüm von der letzten Maskenredoute empfangen hatte, drang die Kunde in die Stadt, daß der junge, unbekannte Künstler, von dem man sprach, sein aufsehenerregendes Bild zerfetzt und zerrissen im Arme — in einer menschenleeren Straße tot aufgefunden war. — — —

## Es gibt Präzedenzfälle in der Geschichte.

### Zur Hinrichtung von Sacco und Vanzetti.

Der Fall der Verurteilten Sacco und Vanzetti ist nicht ohne Präzedenzfall in der Geschichte. Vor fast hundert Jahren, im Jahre 1833 trug sich etwas Aehnliches zu, und zwar in Deutschland, erregte damals ebenfalls die allgemeine Aufmerksamkeit und wurde in den Zeitungen jener Tage viel besprochen.

Im Jahre 1833 wurde eines Morgens um 5 Uhr ein Verbrecher, namens Joachim Heinrich Rhamke, zum Schaffott geführt, weil ihn das oberste Gericht von Holstein wegen Mordes und Brandstiftung zum Tode verurteilt hatte. Nach früherem Brauch hätte gerädert werden müssen, doch wurde die Todesart umgewandelt und er zur Enthauptung durch das Beil verurteilt. Da die Mordtat in Pinneberg, zwölf Kilometer von Altona, wo sich das Gefängnis befand, begangen worden war, sollte die Hinrichtung ebenfalls in Pinneberg stattfinden, und Rhamke wurde nach Pinneberg geführt. Der Zug war bereits auf der Richtstätte angelangt, als plötzlich ein Reiter auftauchte, ein weißes Taschentuch schwenkte und aus allen Kräften schon von weitem schrie: „Halt! Nicht weiter! Befehl vom König!“

Der Gerichtsschreiber, der der Hinrichtung beizuwohnen und Protokoll darüber zu führen hatte, gab Befehl, stillzustehen, worauf ihm der reitende Bote ein Schriftstück mit den Worten überreichte: „Die Hinrichtung des Rhamke ist aufzuschieben, bis neue Befehle ergehen.“ Das Schriftstück trug die Unterschrift des Königs.

War dieses Schriftstück echt? Der Gerichtsschreiber zweifelte an der Echtheit, um so mehr, als es nicht die üblichen Siegel trug und auch keine Gegenzeichnung des Justizministers aufwies. Es war nur ein Brief, kein amtliches Dokument.

Der Gerichtsschreiber sagte sich, daß es besser sei, dem Befehl, selbst wenn er nicht authentisch wäre, Folge zu leisten, denn eine Enthauptung läßt sich nicht rückgängig machen. Er ordnete deshalb an, umzukehren. Der Gefangene wurde wieder in seine Zelle gebracht, der Gerichtsschreiber aber ging daran, die Echtheit des Dokumentes zu prüfen. Sehr bald erfuhr er, daß das Schriftstück wirklich von der eigenen Hand des Königs herrührte, der also Befehl zum Aufschub des Strafvollzugs gegeben hatte.

Veranlaßt war das persönliche Eingreifen des Königs durch folgenden Zusammenhang: Es war in Holstein zu jener Zeit Sitte, den Urteilsspruch dem Verurteilten auf dem Marktplatz des Ortes, in dem das Verbrechen begangen wurde, öffentlich vorzulesen. Das war auch in Pinneberg geschehen. Als die Verlesung vor sich ging, kam zufällig in der Postkutsche ein Arzt vorüber, der ein Freund der Familie Rhamke und ein Schulkamerad des Verurteilten gewesen war. Er hatte diesen immer für minderwertig und im ganzen nicht voll verantwortlich für seine Handlungen gehalten. Da der König sich zufällig in Husum aufhielt, begab sich der Arzt in größter Eile zu ihm, erlangte eine Audienz und wußte den König für den Fall Rhamke zu interessieren. Da der König einsah, daß die Angelegenheit dringlich war, entschloß er sich, den Befehl zum Aufschub der Hinrichtung zu geben, ohne die gewohnten Formalitäten zu beachten.

Nachdem also die Urteilsvollstreckung aufgeschoben war, wurde die Angelegenheit von neuem untersucht, und zwar wurde jetzt der Geisteszustand des Verurteilten einer Prüfung unterworfen. Drei Aerzte von der Universität Kiel erklärten übereinstimmend, daß der Verurteilte durchaus zurechnungsfähig sei und von einer verminderten Verantwortlichkeit nicht die Rede sein könne. Daraufhin schlug der Justizminister dem König vor, aufs neue die Hinrichtung anzuberaumen; der König aber war der Meinung, daß Rhamke, als man ihn zum Schaffott führte, alle Todesangst ausgestanden habe, daß es also ungerecht sei, ihn diese Todesangst ein zweites Mal empfinden zu lassen; infolgedessen wandelte er die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus um.

Auch im 17. Jahrhundert entging eine Verbrecherin, Helene Gillet, dem Tode, weil ein ungeschickter Henker nicht imstande gewesen war, ihr mit zwei Beilhieben den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Sie wurde noch lebend seinen Händen entrissen und dann begnadigt, weil die erlittene Todesangst Strafe genug gewesen war.

Das sind die Urteile früherer Jahrhunderte, und es soll ihnen kein Kommentar hinzugefügt werden!

## Das Mansardenfenster.

Von **Max Geisenheyner.**

Es sitzt in einem Dachdreieck und war bis zu einem Frühlingsmorgen schwarz, staubig und tot. Nun ist es drei Minuten vor halb acht, helle Gardinen sind angebracht, die Scheiben sind blank und die Fensterhölzer weiß gestrichen. Ein schönes Ladenmädchen ist eingezogen, mit einem wunderbaren Stumpfnäschen, das schon für sich allein auf dieser Welt sorgen wird. Sauber gewaschen und fein frisiert guckt sie hinter den Scheiben zu mir herüber, und einen Augenblick drückt sich die Nasenspitze an der Scheibe zu einem kleinen, weißen Kreis zusammen. Sie lacht und wird ein bißchen rot. So äugeln wir eine kleine Weile hin und her. Was sie für eine nette Bluse anhat: ich glaube, sie hat sich für mich so schön gemacht. Jetzt setzt sie sich vor dem Spiegel das schiefe Hütchen auf, zieht eine schwarze Locke unter dem Hutrand hervor und legt sie zierlich über die Stirn. Noch einen Augenblick — und fort ist sie. Da schlägt es halb acht. Verfluchte Wirklichkeit. Das Fenster ist noch genau so schwarz und staubig und dreckig wie gestern. Es öffnet sich, wie immer um diese Zeit, aber statt des hübschen, jungen Ladenmädchens beugt sich ein unrasierter, alter Mann zum Fenster hinaus und spuckt auf die Straße. Nur drei Minuten lang hatte ich für mich das hübsche, nette Mädchen in die Mansarde setzen dürfen. Der Alte sieht zu mir herüber, als wüßte er um das kleine, fesche Träumchen, grinst, grüßt und spuckt noch einmal. Gott, sage ich mir, und grüße wehmütig, mit einer Träne in der Stimme zurück: Was kann so ein alter Mann dafür, daß er kein junges Mädchen ist?

## Fröhliche Ecke. 

**Die Schneiderin.**

Heult Frau Pappel los: „Lies nur mal, was für einen gemeinen Brief mir die Schneiderin geschrieben hat!“

Herr Pappel liest den Brief und setzt sich gleich darauf wortlos an den Schreibtisch.

„Sie will nicht mehr für mich nähen, wenn ich nicht das letzte Kleid bezahle! So ein Luder!“ jammert Frau Pappel weiter, „ah, was willst du denn machen, du willst ihr wohl mal tüchtig die Meinung geigen, tu das nur, immer feste, so ein Ekel!“

„Im Gegenteil,“ bemerkte Herr Pappel, „ich bin eben dabei, ihr ein Dankschreiben aufzusetzen.“

**Fata Morgana.**

„Du, Papa, was ist eine „Fata Morgana“?“

„Das ist zum Beispiel, wenn der Gerichtsvollzieher deiner Mutter ihr Klavier versiegelt und läßt mir mein Automobil frei...“

„Das kann doch nicht stimmen — ich habe gehört, „Fata Morgana“ soll eine liebliche Vorstellung sein, wo dann die Wirklichkeit um so schrecklicher ist.“

„Ja — laß mich doch erst ausreden! Na, und am anderen Tag kommt der Gerichtsvollzieher wieder, fährt aber mit meinem Auto davon, und deine Mutter spielt auf dem freigegebenen Klavier.“

**Schlagfertig.**

„Ich liebe nur Frauen, die einen strikten Gegensatz zu mir selbst bilden!“

„Aermster!“

„Wieso?“

„Na, intelligente Frauen sind doch so selten.“

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. **Alexander Jursch**, Poznań.